

TV/Radio-kritisch

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zoom-Filmberater**

Band (Jahr): **25 (1973)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

TV/RADIO-KRITISCH

Fassbinders Einbruch in die Harmonie

Über die Familienserie «Acht Stunden sind kein Tag»

Die Familie ist der Kernverband unserer Gesellschaft. Ihre soziale Macht liegt in ihrer Mittlerfunktion zwischen den sozialen Gruppierungen wie Fabrik, Schule, Verband, bis hinauf zum Staat. Jeder von uns ist Mitglied einer Familie, geht aus ihr hervor und gründet (fast immer) eine neue. Unsere heutige Gesellschaft kommt am allerwenigsten ohne das Mit-anderen-Sein aus. Gerade Vermassung und Entfremdung benötigen die Familie, aber nicht in ihrer sentimental, sondern der rationalen Auslegung. Die Familie als Sozialisator und «Rollenspieler» erweist sich immer wieder als wichtig (auch und gerade in ihrer unsentimentalen Umstrukturierung zu neuen Sozialmodellen, wie der Wohngemeinschaft). Weil die Familie aber auf der anderen Seite der Erhaltung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft dient, funktionierte man sie zur sentimental biologischen Gemeinschaft um, um auf diese Weise die Gesellschaft so zu stabilisieren, dass sie nach wie vor der Kontrolle und Unterdrückung dienbar bleibt. So ist und bleibt sie der sicherste Agent für Akkumulation und Konsumtion. Konflikte (von aussen) sollen in der Familie gelöst werden, der Staat will seine Ruhe haben. Die Trivialkunst nahm sich deshalb der Familie an und tradierte dieses beschränkte Bewusstsein bis in unsere Tage. Familie ist und bleibt deshalb Synonym für Schmerz, Tränen, Trennung, Liebe, Harmonie. Die Familie ist eine heilige Kuh unserer Gesellschaft, sie darf nicht in Frage gestellt werden. Nicht von ungefähr hat deshalb das Kino dort auch seine grössten Erfolge zu verzeichnen: «Gone With the Wind» («Vom Winde verweht»), «The Sound of Music» («Die Trapp-Familie») und «The Godfather» («Der Pate»).

Das Fernsehen als öffentlich-rechtliche Anstalt hat deshalb die Familie so belassen, wie sie war und sein sollte: trivial bis zur Hirnchwachheit. Familienserien (meistens im Werbeprogramm) dienen der Konsumsteigerung und waren (und sind) reine Harmonieserien. Sie setzen sich zusammen aus Klischees und Platitüden, aus tagträumerischen Erwartungshaltungen und normierten Wahrnehmungsrastern. Hier ist alles innig, sinnig, minnig, trotz kleiner, reizender Konflikte, die sich ohnehin niemals aus der «Wirklichkeit» ableiten lassen. Ihre eigentliche sozialpsychologische Aufgabe ist die Einübung in die Konformität. Immerhin hat man allmählich kapiert, dass die Konform- und Trivialformen im Fernsehen überrepräsentiert sind; das hat zu Einsichten geführt, nicht mehr nur eine heile Welt darzustellen, sondern die Familie in ein soziales Umfeld zu stellen. «Der Lerchenpark» und «Das Patenkind» waren zaghafte Anfänge, die Zuschauer an mehr Wirklichkeit zu «gewöhnen». Nun hat man dem jungen Schnellfilmer Rainer Werner Fassbinder mit einer vierteiligen Fernsehserie betraut, von denen zwei Teile ausgestrahlt wurden.

«Acht Stunden sind kein Tag» benutzt die Trivialform nach wie vor als gemeinsamen Nenner. Da ist eine Familie, die sich zusammensetzt aus einer Mutter, einem Vater, einem Sohn und einer Oma; die Oma wohnt bei ihnen und hat einen Freund. Oma versteht sich mit ihrem Enkel (natürlich) am besten und ist immer auf der Walz. Im zweiten Teil sucht sie zusammen mit Gregor (dem Pseudo-Opa) eine Wohnung. Während ich Werner Fink als Gregor recht gut und überzeugend finde, eifert mir die Oma allzu sehr einem Bilderbuch-Klischee nach. Luise Ullrich wird das deutsche Kino der vierziger und fünfziger Jahre einfach nicht los. Sie ist zu laut, zu fröhlich, zu sehr liebreizende Märchentante (dass ihr die Rolle Spass macht, sieht man ihr an).

Die beiden walzen also durch die Stadt und klappern eine Wohnung nach der anderen ab; entweder sind sie zu teuer oder zu schlecht; mehr als 250 Mark wollen sie nicht bezahlen. Da Oma immer Ideen hat, beschliesst sie, einen Kindergarten aufzumachen.

Sie findet leerstehende Geschäftsräume und richtet sie einfach ein, ohne zu fragen, ohne die Stadt um Erlaubnis zu bitten. Ihr Enkel und dessen Arbeitskollegen arbeiten eine ganze Nacht. Woher sie das Material nehmen und wer es bezahlt, wird nicht gesagt, steht gar nicht zur Debatte. Die Kinder freuen sich, bis die Polizei aufkreuzt und den Kindergarten schliesst. Nach einer Pressekampagne und Solidarisierung der Mütter darf der Kindergarten schliesslich wieder aufgemacht werden, und Oma und Opa finden zu guter Letzt auch noch eine Wohnung.

Fassbinder will keine mittelständische Familie vorführen, sondern eine proletarische; der Sohn ist kein «Linker» oder «kaputter Typ», sondern ein Arbeiter, dem seine Arbeit noch Spass macht. Aber aus den Proletariern macht er bürgerliche Proletarier; aus phrasenreichen Repliken macht er «modernere» (Phrasen). Fassbinder sitzt dem Dilemma auf, man brauchte nur einen Simmel oder Ganghofer links zu polen, und schon erreicht man Unterhaltung plus Aufklärung. In Wahrheit entwickelt er einfach neue Klischees, die das Bewusstsein genau so ausschalten wie die alten. Er stülpt neue Masken auf alte Gesichter, anstatt die Masken (hinter den Gesichtern) sichtbar zu machen. Montage ist bei ihm schlichtweg «Aberglaube». Zuerst zeigt er, was sie wollen, dann, wie sie's verwirklicht haben, dazwischen nichts. Wunschträume ersetzen die Wirklichkeit. Sie drängen nicht auf Erfüllung, sie nehmen Zukünftiges auf bestimmte (konkrete) Weise nicht in Angriff, sondern verharren melodramatisch als Wonne. Fassbinder scheint diese Augenblicke (die er als Selbstverständlichkeit geniesst) sehr zu lieben – Douglas Sirk ist nicht weit! In einer «kritischen» Familienserie ist dies jedoch mehr als fragwürdig; denn Fassbinder reisst Löcher auf, die er sofort wieder flickt. Er lässt Wirklichkeit in die Harmonie einfliessen und denunziert sie sofort wieder, anstatt die Harmonie zu denunzieren. Das scheint mir gefährlicher und fragwürdiger als die konventionellsten Familienserien.

Immerhin, Fassbinder ist dort gut, wo er seine Erfahrungen in den Film mit einfliessen lässt, wo er also die Sprachlosigkeit des Mittelstands schildert, wo er die in Konventionen erstarrten hilflosen Bürger als grausige Spiesser entlarvt, ohne sich über sie lustig zu machen (die Szene der Geburtstagsfeier). Das aber ist kein Trost. Wolfram Knorr

Ein Rücktritt aus Resignation

Dr. Hanspeter Danuser, Chef des Aktualitätenmagazins «Antenne» beim Deutschschweizer Fernsehen, hat auf Ende März dieses Jahres gekündigt. Sein Rücktritt ist aus mehreren Gründen bedauerlich und schmerzlich. Unter Danusers Leitung hat sich die «Antenne» vom zufällig zusammengewürfelten Sammelsurium inländischer und regionaler Ereignisse zum spritzigen und kritischen Aktualitätenmagazin gewandelt, das bisweilen auch auf unangenehme Neuigkeiten eintrat und heisse Eisen anzufassen, sich nicht scheute. Gerade das Profil der «Antenne» scheint nun auch die Ursache des Rücktritts zu sein: Hanspeter Danuser ist in der sogenannten «SVP-Dokumentation», die im letzten Sommer publiziert worden war und einen beachtlichen Sturm ausgelöst hatte, des «linken» Journalismus bezichtigt worden. Die Replik der durch die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) eingesetzten Untersuchungskommission fiel dem «Antenne»-Chef nicht nur zu wenig eindeutig aus, sondern erschien ihm – wie auch vielen andern TV-Mitarbeitern – als eigentliche Aufforderung zur Selbstzensur. Weil ein freies journalistisches Schaffen beim Fernsehen unter diesen Umständen nicht mehr möglich ist, nimmt Dr. Hanspeter Danuser den Hut.

Dr. Danusers Reaktion auf die offensichtlich unbefriedigenden Arbeitsverhältnisse beim Fernsehen ist die eines Resignierten. Er sieht offensichtlich keinen Ausweg mehr aus dem Dilemma, das die Schweizerische Volkspartei (SVP) mit ihrer fragwürdigen «Dokumentation» – um nicht zu sagen Hatz gegen allen nichtkonformen Journalismus – verursacht hat. Sein Rücktritt ist nicht zuletzt auch eine Antwort auf jenen beim Fernsehen hochge-

haltenen Grundsatz, es dürfe über die Mattscheibe keine persönliche Meinung – auch wenn diese klar als solche deklariert wird – verbreitet werden. Dass dies das Ende allen profilierten Journalismus ist, dass keine einzige Persönlichkeit auch nur das geringste Lustgefühl verspüren wird, beim Fernsehen ein Anstellungsverhältnis einzugehen, liegt auf der Hand. Wo einer auf sein Wissen und seine persönliche Erfahrung in einem bestimmten Sachgebiet zum vornherein verzichten muss, ist eine zufriedenstellende Arbeit nicht mehr möglich.

Dr. Hanspeter Danusers Wegzug vom Fernsehen ist die logische Folge einer falschen Auslegung der durch den Monopolcharakter des Fernsehens gegebenen Verpflichtungen gegenüber der Konzessionsbehörde und den Konzessionären. Statt der Pluralität der Meinungen freien Lauf zu lassen, wird ängstlich zur Selbstzensur aufgerufen. Dass sich dieser Zustand seit der Veröffentlichung der SVP-Dokumentation noch verschärft hat, liegt auf der Hand. Dr. Hanspeter Danuser wäre es seinen Mitarbeitern, aber auch seinem Publikum schuldig gewesen, mit seinem Rücktritt ganz konkret manifest zu machen, an welchen Stellen und durch welche Persönlichkeiten der freie Journalismus verhindert wird. Sein von ein paar unverbindlichen Floskeln begleiteter sang- und klangloser Abschied vom Fernsehen indessen gibt nur jenen recht, die ihn schon längstens loswerden wollten.

Urs Jaeggi

Radio: kirchlicher Sendeblock angeknabbert?

Zwei Dinge seien vorausgeschickt: Die Verantwortlichen beim Radio der deutschen und rätoromanischen Schweiz (DRS) haben keineswegs im Sinn, die kirchliche Sendezeit einzuschränken. Zur Diskussion – es ist bis jetzt noch gar nichts entschieden – steht bloss, die Struktur des Sonntagmorgens zu verändern, damit um 10 Uhr, also auf die volle Stunde, Nachrichten gesendet werden können. Zum zweiten: Es muss mit aller Klarheit festgestellt werden, dass die Kirchen in der Schweiz – im Gegensatz etwa zur Bundesrepublik – wie alle anderen Institutionen kein Recht auf Sendezeit haben. So zumindest sieht es die Konzession vor. Das bedeutet, dass die Programmhoheit in jedem Fall bei der Radiodirektion liegt und dass die Kirchen auf deren Bereitschaft zur Zusammenarbeit angewiesen sind. Diese zwei Vorbemerkungen sind von einer gewissen Bedeutung, um allfälligen Missverständnissen zuvorzukommen. Dass wir uns dennoch einer Sache annehmen, die noch im Diskussionsstadium steckt, bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als das Recht in Anspruch zu nehmen, die Öffentlichkeit über Vorgänge hinter den Kulissen des Radios zu orientieren und damit einen – auch für das Radio nicht unwesentlichen – Beitrag zur Meinungsbildung und damit des indirekten Einflusses auf die Programmgestaltung zu leisten.

Urheber der Diskussion um die kirchliche Sendezeit, die nach dem Strukturplan augenblicklich um 9.15 Uhr mit der römisch-katholischen Predigt beginnt, um 9.40 mit der kirchlichen Informationssendung «Kirche heute» ihre Fortsetzung erfährt und von 9.55 bis 10.20 Uhr die evangelisch-reformierte Hörergemeinde mit einem Gottesdienst bedient, ist, wie erwähnt, die Abteilung Information, die mit ihrer Nachrichtensendung auf die volle Stunde die Einheit dieses kirchlichen Sendeblockes sprengen will. Ihr Anliegen ist nicht ganz unverständlich: Zwischen 8.00 und 12.30 Uhr besteht eine Nachrichtenlücke, deren Ausmass noch dadurch gravierender wird, als am Sonntagmorgen die Fernschreiber der Agenturen so ungefähr ab 9 Uhr neue Meldungen ins Haus tickern und die früheren Nachrichten deshalb mit bereits «alten» Informationen gefüllt werden müssen. Das Dilemma ist offenkundig: Eine Verschiebung der kirchlichen Sendezeiten auf die früheren Morgenstunden ist nicht nur deshalb schwierig, weil es dann praktisch unmöglich wird, Gottesdienste aus Kirchen zu übertragen, sondern entspräche wohl auch kaum den Wünschen der Hörerschaft. Auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben ist deshalb unmöglich, weil ab 10.20 Uhr traditionsgemäss das beliebte sinfonische Konzert folgt, dessen Sendezeit unangetastet bleiben soll. Und mit Recht weigern sich die zuständigen Redak-

toren der kirchlichen Sendungen, ihren Block durch eine Nachrichtensendung zerreißen zu lassen.

Der Wunsch der Abteilung Information für vermehrte Nachrichten ist verständlich. Er lässt sich in vernünftiger Weise aber nur erfüllen, wenn für den Sonntagmorgen neue Strukturen geschaffen werden. Neue Strukturen heisst in diesem Zusammenhang Ausweichen auf das zweite Programm, auf UKW also. Es ist naheliegend und würde der Praxis bei Radio DRS entsprechen, die kirchlichen Sendungen samt den sie umgebenden Blöcken mit ernster Musik in das zweite Programm zu verlegen. Das würde den kirchlichen Sendungen Raum verschaffen, und die Einheit des Blockes könnte gewahrt werden. Doch es gibt gegen eine solche Lösung ernsthafte Bedenken. Zu den Hörern der kirchlichen Sendungen zählen viele ältere Hörer, und es ist eine belegbare Tatsache, dass diese den UKW-Sendern gegenüber Hemmungen haben und zum Teil noch gar keine Geräte besitzen, die den Empfang über die UKW-Sender ermöglichen. Gerade dieses treue und auch dankbare Publikum würde durch einen solchen Schritt schwer brüskiert. In den UKW-D2-Bereich gehört ohne Zweifel das zu schaffende Alternativprogramm, eine «leichte Welle» mit Informationen zur vollen Stunde. Radio Sottens praktiziert dies seit einiger Zeit mit Erfolg. Die Voraussetzung zur Schaffung eines solchen Kontrastprogramms ist die Verschiebung der Gastarbeitersendungen vom Sonntagmorgen auf ein anderes Datum. Hier soll sich dem Vernehmen nach eine Lösung anbahnen, mit der sich auch die Vertreter der Gastarbeiter zufrieden erklären können. Allerdings sähen die Nachrichtenleute ihr Anliegen nur teilweise erfüllt, wenn sie ins zweite Programm gehen müssten. Sie fürchten die UKW-Scheu der Hörer nicht weniger als die Radioleute anderer Sparten. Sie möchten, wie es so schön heisst, am Ball bleiben. Nachrichten im zweiten Programm senden zu müssen, wäre für sie allenfalls eine Notlösung.

So wird es für die Radiodirektion nicht leicht sein, eine allseits befriedigende Lösung zu finden. Dass die kirchlichen Stellen bereits zu einer Stellungnahme aufgefordert wurden, zeigt den Willen zur Verständigung, und es scheint, dass das Problem auch radiointern nicht auf die leichte Schulter genommen wird. Zu recht: Radiostrukturen sind nicht zuletzt auch dazu da, bestimmte Hörgewohnheiten heranzubilden, und es wäre deshalb wohl sinnwidrig, eine bereits bestehende zu zerstören. Die kirchlichen Sendungen am Sonntagmorgen haben eine lange Tradition, wenn immer auch Veränderungen stattgefunden haben. Von der an sechs Tagen in der Woche privilegierten Abteilung Information darf man deshalb bestimmt verlangen, dass sie am Morgen des siebenten Tages zwar nicht gerade ruht, aber für einmal darauf verzichtet, neben den besten Sendezeiten auch noch den populärsten Kanal zu benutzen.

Urs Jaeggi

BERICHTE/KOMMENTARE/NOTIZEN

Auf dem Weg zum «Filmeuropa» der katholischen Kirche

Nachdem Ende 1971 in Paris die Vorarbeiten eines westeuropäischen Kooperationsabkommens auf dem Gebiet des Films aufgenommen worden sind und bereits von einem Weg nach «Filmeuropa» und der Gestaltung von «Westeuropa als Filmkontinent» die Rede ist, scheint die Idee einer engeren Zusammenarbeit der nationalen katholisch-kirchlichen Filmstellen Europas nicht mehr sonderlich originell zu sein. Neben der Genugtuung, dass der Stein ins Rollen gekommen ist, müsste deshalb auch die Frage stehen, warum das doch relativ spät geschah, um so mehr, als kirchliche Film- und Medienarbeit wenigstens von der Zielrichtung her über mindestens ebenso gute Kooperationsvoraussetzungen verfügen müsste wie jede andere Organisation. Zwar mögen hier und dort bereits funktions-tüchtige übernationale Interessen-Gruppierungen bestanden haben – für den deutsch-